

Insenierung der Wende

Zum Neubau eines Deutschen Historischen Museums in Berlin

Die Literatur zum Historikerstreit füllt inzwischen eine kleine Bibliothek, wie in den Anmerkungen zur jüngsten Publikation von Hans-Ulrich Wehler nachgelesen werden kann.¹ Das im Historikerstreit indizierte neokonservative Geschichtsverständnis wird im geplanten Neubau eines Deutschen Historischen Museums (DHM) nicht nur seine stärkste Ausprägung finden, sondern auch ein durch enorme staatliche Mittel abgestütztes Instrument erhalten. Von diesem Zusammenhang kann weder der Verweis auf einige Anregungen zu einem solchen Museum bereits in den 70er Jahren², noch das Vorzeigen einer »offenen« Museumskonzeption ablenken; zu Recht ist mehrfach nachgewiesen worden, daß das Konzept so »offen« formuliert ist, daß jeder Einwand sofort als Argument für das Projekt wieder in Dienst genommen werden kann.³ Einige Verfasser des 67-seitigen Papiers sind für diese Leistung ja auch schon mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet worden. Auf die Art und Weise, gegen die verfassungsrechtliche Bedenken erhoben wurden, wie das DHM dekretiert und installiert wurde, auf Standortfrage oder inhaltliche Zielsetzung⁴, soll im folgenden erst gar nicht mehr eingegangen werden, da die im Eiltempo vollzogene Gründung schlichtweg durch ihre Faktizität alle Argumente vom Tisch gefegt hat. Der Architektenwettbewerb läuft, die ersten Planstellen sind geschaffen und die Etatmittel bewilligt; in dieser Situation kann nur noch auf die sich abzeichnende Auswirkung des DHM auf die Museumsszene in Deutschland sowie auf das Ausstellungskonzept des Gründungsdirektors hingewiesen werden, denn in diesen beiden Bereichen ist auch die Kunstgeschichte als Institution essentiell betroffen.

Schräg gegenüber dem Reichstag, dort wo Speer zuletzt Adolf Hitlers Palast plante, wurde am 28. Oktober 1987 der »Grundstein« für einen 380-Millionen-Bau gelegt, dessen erster Bauabschnitt 1995 eröffnet werden soll, der 2. Bauabschnitt ist für das Jahr 2000 geplant. Jeder Fachmann weiß, daß sich die Kosten für ein derartiges Projekt über einen solchen Zeitraum auf 500, wahrscheinlich aber auf 750 Millionen oder mehr erhöhen werden. Ein Museum für eine halbe oder eine dreiviertel Milliarde, das entspricht der Größenordnung einer Universitätsgründung oder eines Klinikums; allein die Folgekosten für den Bauunterhalt werden jährlich ca. 10 - 20 Millionen betragen. Wenn man bedenkt, daß der wohl schönste deutsche Museumsneubau, das Kunstgewerbemuseum in Frankfurt mit immerhin 4000 qm Ausstellungsfläche, 40 Millionen kostete, dann läßt sich bei der schon auf das Zehnfache (!) geplanten Summe erahnen, welche Dimension und welchen Anspruch das Geschenk des Bundeskanzlers an die Stadt Berlin bedeutet. Daß für dieses Museum neben einem Ausstellungsetat in ungenannter Millionenhöhe ca. 200 Planstellen neu eingerichtet werden können – Folgekosten ca. 10 bis 15 Millionen jährlich – muß jeden im Kulturbereich Tätigen in fassungsloses Staunen versetzen. In einer Zeit, in der Kulturetats im ganzen Land beschnitten werden, Geschichtswerkstätten von Pfennigbeträgen leben, nicht zu reden von den ständigen Personaleinsparungen in Forschung und Lehre – für den Nobelpreisträger Rudolf Mössbauer reichte es zu keiner eigenen Sekretärin –, genehmigt der sonst gegenüber Kultur so sparsame Finanzminister Planstellen en masse.

1 Hans-Ulrich Wehler, *Entsorgung der deutschen Vergangenheit?* München 1988

2 Christoph Stölzl/Verena Tafel, *Das Deutsche Historische Museum in Berlin*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte H. 2/88*, S. 17-26; Hartmut Boockmann, *Geschichte im Museum*, München 1987, S. 29ff. Boockmanns Vergleich des kleinen Museums der Freiheitsbewegungen in Rastatt mit dem Politmonster, das für eine halbe Milliarde in Berlin errichtet wird, ist bezeichnend.

3 Vgl. z.B. Dieter Hoffmann-Axthelm, *Geschichte ohne Ort und Schatten*, in: *Die Nation als Ausstellungsstück*, Geschichtswerkstatt Nr. 11, Hamburg 1987, S. 50-64.

4 Vgl. Robert Frank, *Jetzt wird gegründet*, und Gisela Völger, *36 000 qm Geschichte*, in: *Die Zeit* Nr. 44, 23.10.1987, sowie die Beiträge in: *Die Nation als Ausstellungsstück* (Anm. 3).

Ganz nebenbei erfuhr die Öffentlichkeit dann noch, daß ein jährlicher Ankaufsetat bereits ab 1988 in Höhe von 10 Millionen eingerichtet worden sei, der sogar noch erhöht werden soll. Die Bedeutung dieses Betrags scheint sich bislang niemand klar gemacht zu haben, denn er wird die Museumslandschaft in Deutschland verändern. Seitdem das Getty-Museum vor einigen Jahren anfang, überall auf der Welt das Beste, das der Kunstmarkt zu bieten hat, aufzukaufen, müssen sich die deutschen Großmuseen mit Banken und Industrie zusammenschließen, um wenigstens ab und zu auch noch etwas von diesem Markt ersteigern zu können. Mit dem DHM wurde Getty ins eigene Land gesetzt, denn in Zukunft wird es jedem deutschen Museum unmöglich sein, gegen dessen Ankaufsetat anzutreten.

Auf seinen ersten Pressekonferenzen verkündigte der Gründungsdirektor Christoph Stölzl, daß der Markt noch groß genug sei und er leicht ein neues Museum füllen könne.⁵ Sicher, kleinere Geschichtszeugnisse von Handzetteln und Plakaten bis zu Uniformen und HJ-Fahnen können noch relativ billig beschafft werden, auch wenn sich hier das Museum selbst den Marktpreis verderben wird. Dafür sind aber auch keine 10 Millionen nötig. Entscheidend sind die wenigen wichtigen Kunst- und Geschichtsdokumente (beides ist ja kaum voneinander zu trennen), die jährlich auf dem Markt erhältlich sind: Eine wichtige Urkunde über eine Kaiserkrönung in Frankfurt – das dortige Historische Museum hat bei einer Versteigerung keine Chance; eine Darstellung des Reichstags in Augsburg – in Zukunft in Berlin zu besichtigen. Selbst der Ankaufsetat von Großmuseen wie der Alten Pinakothek wird vom Berliner Museum um ein Vielfaches übertroffen. Einige Vergleichszahlen können die sich abzeichnende beängstigende Kräfteverschiebung belegen: die acht Museen der Stadt Köln haben zusammen einen Ankaufsetat von 450 000 DM; die Stadt Frankfurt, die wie keine andere Stadt in der Bundesrepublik in Kultur investiert, stellt ihren elf Museen zusammen 2,95 Millionen zur Verfügung.⁶ Die meisten Museen im ganzen Land mit ihren zum größten Teil winzigen Etats werden deshalb in Zukunft ganz auf die Gnade des DHM angewiesen sein. Durch diesen Ankaufsetat und die Verpflichtung, damit ein riesiges Museum zu füllen, wird das DHM ganz zwangsläufig ständig in die Bereiche fast aller Museen in Deutschland eingreifen und das empfindliche Ländergleichgewicht zerstören. Daß der Gründungsdirektor die Möglichkeiten dieses aberwitzigen Ankaufsetats skrupellos ausnützen wird, hat er längst vorgeführt, auch wenn er in einem Interview entgegen jeder Ankaufsrealität behauptete, bei Interessenüberschneidungen könnten immer Absprachen getroffen werden.⁷ Noch während seiner Dienstzeit am Münchner Stadtmuseum hat er in seiner Eigenschaft als Ankäufer für das noch gar nicht existente DHM zahlreiche Objekte, auch zur Münchner Stadtgeschichte, gekauft, die unbedingt in sein eigenes Stadtmuseum gehört hätten (Vgl. die Besitzangaben im Katalog »Biedermeiers Glück und Ende«, München 1987)!

Daß derartige gewaltige Geldmengen nicht zur Vertiefung des historischen Wissens bereit gestellt werden, dürfte auch der naivste Beobachter erkennen. Wie die deutsche Geschichte im Licht der Geburtsnade einer neuen Generation aussehen soll, ist seit Bitburg und anderen Geschichtsbekennnissen zu offensichtlich. Einer neokonservativen »Sinn- und Identitätsstiftung« durch und mit Geschichte soll ein mächtiges Instrument an die Hand gegeben werden, und wenn das DHM in der geplanten Form zustande kommt, wird es auch eine unübersehbare Sogwirkung ausüben. Die Beteuerungen einiger Historiker aus dem Beratergremium, daß Geschichtsbewußtsein nicht über ein Museum gesteuert werden könne, zeigen nur

5 Auch die Laokoon-Gruppe ist ausgewogen, in: Süddeutsche Zeitung 23./24.5.1987, S. 16.

6 Hannes Schmidt, Für das »offene Museum« von Morgen (Gespräche mit H. Borger und H. Hoffmann), in: Das Parlament 24.10.1987, S. 10.

7 wie Anm. 5.

die Naivität von Wissenschaftlern die sich – angeblich – nicht vorstellen können, was alles mit Millionenbeträgen bewegt werden kann. Als vor 25 Jahren die Thyssen-Erbin die Dividenden eines ihrer Aktienpakete aus Steuergründen in eine Stiftung einbrachte, die sich dann auf die Erforschung des 19. Jahrhunderts konzentrierte, kam die gesamte Kunstgeschichte in der Bundesrepublik in Bewegung. Als vor zehn Jahren die Stadt Frankfurt beschloß, ein Deutsches Architekturmuseum einzurichten und dafür entsprechende Geldmittel bewilligte, entstand in Jahresfrist ein Markt für Architekturzeichnungen, und das inzwischen errichtete Museum hat nicht nur viele wichtige Aktivitäten an sich gezogen, sondern kann bereits Architekturtrends entscheidend mitbefördern. Die beiden genannten Beispiele sind im Vergleich zu den finanziellen und besonders politischen Möglichkeiten des DHM jedoch geradezu bedeutungslos.

Neben der finanziellen und räumlichen Ausstattung des DHM muß auf die personelle Besetzung verwiesen werden, denn in der kontroversen Diskussion um das Museum war man sich einig: »Am Ende wird entscheidend sein, welche Person die Sache in die Hand nimmt.«⁸ Über den wendigen Gründungsdirektor Christoph Stölzl vom Münchner Stadtmuseum soll hier nicht geschrieben werden, auch wenn seine windige Rolle im »Münchner Kulturkampf« nicht vergessen ist.⁹ Da Stölzl in München durch »Inszenierung« von Ausstellungen hervorgetreten ist und da er in den Mittelpunkt seiner Arbeit am DHM die Inszenierung von Geschichte stellen will, muß aber nach Hintergrund und Sinn derartiger Veranstaltungen gefragt werden. Inszenierung von Geschichte, schon der Gedanke sollte eigentlich erschauern machen. Wie in München erprobt, sollen also Bühnenbildner die Geschichtsdokumente für die Besucher zum »Sprechen« bringen. Nur, was in solchen Inszenierungen spricht, ist nicht der Gegenstand und schon gar nicht die Geschichte, sondern zuerst und vorrangig die Sucht einiger Ausstellungsmacher, die Besucherzahlen durch Jahrmarkts- und Unterhaltungsatmosphäre auf neue Rekorde zu treiben.

Wenn Stölzl erklärt, die Inszenierung historischer Ausstellungen sei ein Reflex der Unterhaltungsgesellschaft und sei in den 70er Jahren in Österreich aufgekommen¹⁰, dann wird deutlich, daß er nicht einmal die Ausstellungsgeschichte kennt. Inszenierung in Geschichtsausstellungen ist ein typisches Kennzeichen von Geschichtspräsentation bereits im italienischen und deutschen Faschismus. In der »Mostra della rivoluzione fascista«, die Mussolini 1939 in Rom einrichten ließ, oder in der Hetz-Ausstellung »Der ewige Jude« (Wien 1938) findet sich z.B. schon das ganze Instrumentarium, mit dem heute wieder operiert wird: der große Fahnenwald, die dynamisch arrangierten Großfotomontagen, die nachgebauten Räume, die Stacheldrahtrolle zwischen den wie Reliquien ausgebreiteten Waffen und Insignien usf. Ästhetisierung der Geschichte erfüllte schon damals eine Funktion, die ihr offensichtlich auch jetzt wieder zugewiesen wird: Die Gegenstände werden gegenüber dem System, das sie produziert hat, abgeschottet und als leicht konsumierbares Theater präsentiert.¹¹ Betrachtet man unter diesem Aspekt »inszenierte« Geschichtsausstellungen der letzten Jahre, so wird deren ideologische Funktion schnell deutlich: Wenn sog. Arbeiterwohnungen genauso wie Bürgerzimmer als Blick in eine saubere, heile Puppenstube präsentiert werden¹², wenn der Grundriß einer Arbeiterwohnung im Karl-Marx-Hof in einen edlen Teppichboden eingewebt und mit einem Blumenkasten garniert wird¹³ oder wenn sich die Revolution von 1848 auf ein niedliches Arrangement von einigen umgekehrt aufgehängten und sorgfältig zerteilten Möbelstücken reduziert¹⁴, dann erfüllt die Geschichtsinzenierung offensichtlich einen Zweck als Gegenaufklärung. Wenn in der für viele Millio-

8 Jürgen Kocka zitiert nach Habermas, Zum neokonservativen Geschichtsverständnis und zur Rolle der revisionistischen Geschichtsschreibung in der politischen Öffentlichkeit, in: Die Nation als Ausstellungsstück (Anm. 3), S. 43.

9 Vgl. A. Roeseler, Kämpfe um Kolbes Kulturpolitik, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 194, 1987, S. 25.

10 Renate Schostack, Stölzls Stolz, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 21.9.1987, S. 27.

11 Vgl. Hoffmann-Axthelm (Anm. 3), S. 63.

12 Ausstellung »Aufbruch ins Industriezeitalter«, Augsburg 1985.

13 Ausstellung »Traum und Wirklichkeit, Wien 1870-1930«, Wien 1985.

14 Ausstellung »Biedermeiers Glück und Ende«, München 1987.

nen inszenierten Show »Berlin – Berlin« im Martin-Gropius-Bau 1987 die harmlosen Exponate zur Industrie in einem als »stählerne« Maschinenhalle ausgestaffierten Raum gezeigt werden, dann handelt es sich um einen Neohistorismus entsprechend der Präsentation römischer oder gotischer Skulptur im stilistisch passenden Ambiente im 19. Jahrhundert. Und weil der Blick auf das zerstörte Berlin von einem Bombenflugzeug 1945 gefilmt worden war, durften die Berliner in dieser Ausstellung auch noch selbst, wie ehemals der Bomberpilot, aus einer nachgebauten Pilotenkanzel auf ihre eigene zerstörte Stadt herunterschauen, ohne daß offensichtlich irgend jemand an dieser inszenierten Perversion Anstoß nahm. Adorno und Horkheimer diagnostizierten einst die Wirkung der am Profitmotiv orientierten Kulturindustrie in einer Neutralisierung der Kultur; dieser Prozeß hat offensichtlich seit einigen Jahren auch das Ausstellungswesen erfaßt. Ausstellungen werden immer mehr nur noch nach Profitkriterien organisiert und bewertet, der Besucher ist längst zum Objekt der Kulturindustrie geworden; Konsumverhalten wird durch Ausstellungen befriedigt. Bezeichnenderweise dominieren ja auch seit einigen Jahren Ausstellungen, die entweder als gehobene Werbeveranstaltungen für Touristik dienen, oder die wie Kaufhäuser Geschichtströdel präsentieren. Das Kaufhaus diente im 19. Jahrhundert auch als Museum der armen Leute wie Pierre Bourdieu treffend analysierte. Nun hat sich das Verhältnis umgekehrt.

Dem Konsumcharakter von Ausstellungen entspricht der Fetischcharakter der Exponate: Tutanchamun in der Bijouterieauslage bei Tiffany's vermittelt dem Besucher keinerlei »Bewußtsein von der Geschichte einer Zivilisation, sondern unterstützt ihn vielmehr in seinem bewußtlosen Verhältnis zu den Fetischen unserer warenproduzierenden Gesellschaft«. ¹⁵ Läßt sich bei den Tourismus-Veranstaltungen vielleicht noch einwenden, daß sie wenigstens der Erholung dienen, auch der geistigen vor den Objekten, so wirkt sich die Indienstnahme unserer eigenen Geschichte durch das von den Interessen der Kulturindustrie geleitete Ausstellungswesen umso gravierender aus. Schon Karl Kraus muß das geahnt haben, als er »die deutsche Konfusion von Kyffhäuser und Kaufhäuser« befürchtete. Hintergründe und Zielrichtung dieser »deutschen Konfusion« hat der Berliner Philosoph Klaus Heinrich längst aufgedeckt: »Kein Komplex der Vorgeschichte oder der Geschichte (Thraker, Wittelsbacher, Preußen ...), der ohne museale Aufbereitung bleibt. Fragen Sie nach dem Motiv? Sie werden nicht lange suchen müssen. Dort wird es Ihnen vorgeführt: ordentlich vorgeführt. Sie überschauen und verleiben es sich an in Form von kiloschweren grundbuchartigen Katalogen – und brauchen niemals wieder daran zu denken. Eine Form der Erinnerung, die gegen »Durcharbeiten« feilt, um Freud zu bemühen. Museale Bewältigung der Vergangenheit, der nicht bewältigten ... Die Farben der Vergangenheit aufgetragen, die Fragen nach der Vergangenheit abgeschnitten«. Vergangenheitbewältigung, »mit Hilfe von Trödel im Kleinen, von Geschichtsplunder im Großen«. ¹⁶ In dieser Perspektive konvergieren die neokonservativen Bestrebungen zu einer neuen Identität mit der deutschen Geschichte und die geplante Inszenierung von Geschichte à la Stölzl im DHM.

¹⁵ Horst Kurnitzky, Licht in der Gattungshöhle, in: Notizbuch 3, Berlin 1980, S. 14.

¹⁶ Museumsgesellschaft, Ein Interview mit Klaus Heinrich, in: Notizbuch 3 (Anm. 15), S. 8.